

dener Heide angefangen und von Königsbrück und Ramenz bis zu den Königsthalner Bergen bei Görlitz; von der Landesgrenze im Norden bis an die Elbe bei Schandau und weiter bis Rumburg und im Reizethal macht er sich breit; da bestimmt er das Landschaftsbild. Die flachen Bergrücken der mittleren Lausitz verraten den Granit ebenso wie die mächtigen Felstrümmer und Felsenmeere am Czorneboh, wo einst heidnische Vorfahren opferten. Die Spree um Bauzen, das Löbauer Wasser auf dem Wege nach Weißenberg wie auch die Reize von Hirschfelde bis Ostrik, die haben ihr Bett geschnitten in den alten, ehrwürdigen Granit. Freilich nicht überall in der Lausitz tritt er offen und frei zu Tage. Vielfach ist sein wahres Antlitz verhüllt von seinem eignen Verwitterungsschutt oder verborgen unter einer Schuttdecke, die eine spätere Zeit über ihn legte. Gerade in unserer Zittauer Bucht schaut er nur verstohlen aus dem Untergrund hervor: bei Waltersdorf, zwischen Bertsdorf und Jonsdorf, an der Teufelsmühle und bei den Schießständen, ferner im Mandautal bei Hainewalde und um Grobhenndorf herum. Aber als Baustein ist er auch in unseren Städten viel verwendet. „Auf Schritt und Tritt“ im wahrsten Sinne des Wortes stoßen wir auf ihn. Das Pflaster und die Randsteine der Bürgersteige sind zum größten Teil aus Granit, dem echten Lausitzer Granit. Heben wir einmal einen solchen verachteten Gefellen, den wir täglich mit den Füßen treten, auf und betrachten ihn uns aufmerksam! Frisch sieht er weiß und schwarz gesprenkelt aus. Deutlich erkennen wir, daß er aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt ist. Da haben wir zunächst schwach gelbe bis fleischrote Teilchen. Je nachdem wir das Stück halten, erscheinen sie matt oder an den Spaltflächen glänzend. Das ist der Feldspat. Um diese eckig begrenzten Teilchen schmiegelt sich der ölig oder schwach bläulich aussehende Quarz, der uns unter dem Namen Kiesel ja längst bekannt ist. Und endlich das dritte, was in dem Gestein so lebhaft flimmert, schwarz wie Pechkohle oder auch wie winzige Silberschuppen, das ist der Glimmer. Feldspat, Quarz und Glimmer, das vergeß ich nimmer, so lernt man schon in der Schule die Hauptbestandteile des Granits. Dazu aber kommt noch eine Fülle von anderen aber wenig hervortretenden Mineralien wie der Schwefelkies und Magnetkies, der Turmalin u. s. f. Man nennt sie zusammen die Nebenbestandteile. So ist der Granit ein körniges, gemengtes Gestein, dem der Fachmann seine vulkanische Entstehung in der Tiefe ohne weiteres ansieht. Wir unterscheiden verschiedene Arten von Granit: den fein- und mittelkörnigen Lausitzgranit und den grobkörnigen oder Rumburggranit. Dieser letztere ist besonders im Mandau- und Reizetal sowie in der Gegend um Seitendorf zu finden. Im großen wird der Granit in der Bauzener Gegend abgebaut; dort arbeiten in über 200 Steinbrüchen mehr als 5000 Leute.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Ferienfolgen

Eine nicht unwahre Lausitzer Geschichte
Von Otto Flössel-Bauzen



Rantor Sartos — so wollen wir ihn hier aus taktischen Gründen einmal nennen — Rantor Sartos blieb stehen und wischte mit dem roten Schnupstuch, das in der Regel mit einem Zipfel aus der rechten Rocktasche hervorzulugen pflegte, mehrmals über Stirn und Glage. Es war schließlich auch keine Kleinigkeit für ihn, der sich nicht mehr zu den Junglehrern rechnen konnte, bei

Hundstagsruhe den steilen Berg hinan zu steigen, zumal seine äußeren Formen ziemlich Wohlleibigkeit aufwiesen. Bergsteigen war nicht seine Art, er hatte sein Lebtag nicht dafür geschwärmt, es war gewissermaßen eine Folge der Revolution. Denn seitdem die politische Meinung hoch ging, litt es ihn kaum mehr in seinem Kirchdorse. Er war nun einmal weder Demokrat, noch Sozialdemokrat. Er hatte seine konservative Meinung mit in die Republik hinüber gerettet, und das verargte man ihm sowohl bei seinen jüngeren Amtsgenossen, als auch bei den der Industriebevölkerung angehörenden Eltern seiner Schüler. Er fühlte sich vereinsamt in Haus und Dorf. Hinzu kam, daß er bei diesen wie bei jenen nicht mehr die Achtung fand, die man ihm früher gezollt hatte, er wollte wohl auch hier und da — mißtrauisch war er geworden — bemerkt haben, wie man hinter seinem Rücken lächelte und wisperte, kurzum: „Es war nicht mehr schön.“ In diesem Satz faßte er sein Befinden zusammen, wenn Oberlehrer Reile vom Nachbarorte (einer der wenigen, die ihm treu geblieben waren) zu ihm kam, um sich Triebe zum Veredeln seiner Birnbäume zu holen, und ihn anteilnehmend fragte: „Nun, lieber Kollege, wie gehts?“

In solchen Nöten menschlicher Verlassenheit trieb es ihn hinaus in die Natur, wo er fand, was ihm die Gesellschaft versagte, Ruhe und Losgelöstsein vom Kleinkram. Wo immer ihn Schule und Kirchendienst einen freien Nachmittag gewährten, benützte er diesen, die Bergwälder seiner lausitzer Heimat zu durchwandern. So hatte er sich auch heute gleich nach dem Mittagmahl aufgemacht und war auf jene Höhe gestiegen, die nach dem auf ihr gelegenen, selbst in Sachsens Hauptstadt gut bekannten Dorfe, die, sagen wir einmal (wiederum aus taktischen Gründen) Waser Höhe genannt wird.

Im „Erbgericht“ saß der Bierkutscher am Eichentisch beim Biere und verzehrte seine zollstarke Schnitte. Am Nebentisch stritten zwei Steinarbeiter über Lohnfragen und Streikchancen. Rantor Sartos ging ins hintere Zimmer. Dort war es am kühlfsten. Kein Gast war anwesend, was ihm doppelt willkommen war. Er ließ sich an dem Tische in der Fensternische nieder, stärkte sich durch einen tiefen Zug aus dem Glase und ließ seine Gedanken gehen, wohin sie wollten. Sie streiften — fast verächtlich — Dorf und Schule, wandelten durch die Rosen im Rantorengarten zu den Bienenstöcken, wo sie mit befriedigtem Lächeln weilten, gingen auch ein wenig ins Feld hinaus, wo der Weizen sich bäumte, schlüchen auf blumenbewachsenen Rainen zum Walde hinüber und verloren sich schließlich in seiner grünen Dämmerung. Jetzt dachte er an nichts mehr. Bei uns zu Hause sagt man von einem, der so „träumt“: Er guckt ins Starenkästel. Tiefe Stille herrschte im Raume. Ein Brummer flog unablässig zwischen Fenster und Lampenschirm hin und her, wobei sein schwerer Leib regelmäßig an die Scheibe klopfte. Der alte Seiger schlug sein monotones „tack—tack—tack“ und hin und wieder rasselte die Kuh im Stalle an der Kette. Es mochte eine ganze Zeit vergangen sein, ehe sich Rantor Sartos' Gedanken aus der Dämmerung herausräumten, denn die Sonne, die durch das Oberlicht ins Zimmer quoll, war inzwischen von der Türklinke zum Flügel gewandert, der breitbeinig und verstaubt in der Ecke stand. Sie spielte mit auffälligem Glanze um die alten Pedale, als wollte sie des Rantors Aufmerksamkeit auf das Instrument lenken. Er verstand sie und folgte ihrem goldigen Bitten.

Er intonierte wahllos einige Akkorde, erst leise und in den tieferen Lagen, dann anschwellend und in die Höhe strebend, zuletzt wieder abflauend. Auf dem Quartsextakkord verweilte er mit Andacht, dann schloß er in D-moll. Und nun erklang wie von ungefähr des Altmeisters Mozart D-moll-Fantasia.